

Die Regenperiode begann. Die ausgepumpten Soldaten mußten schon bald wieder ran und gingen an einem Bahndamm in Stellung. Der bessarabische Saub war zu Schlamm geworden. Stumpfsinnig hockten die Landser in den nassen Erdlöchern und dachten an die Heimat. Das Mannschaftseffektiv der abgekämpften Division schrumpfte immer mehr. Die Kompanie war nicht mehr einsatzfähig.

Ende April wurde Eloi Rassel zurück nach Milau kommandiert. Dort sollte er auf Sturmgeschütze umgeschult werden. Die Ausbildung dauerte bis kurz nach dem 20. Juli 1944. An diesem Tag entging Hitler in seinem ostpreussischen Hauptquartier mit knapper Not einem Attentat. Eine Woche vorher war Elois Bruder Marcel im RAD-Lager Deutschwalde bei Gembitz eingetroffen, das in etwa vier Zugstunden vom Truppenübungsplatz Milau erreicht werden konnte. Doch ein gegenseitiger Besuch war unmöglich. Himmler war Oberbefehlshaber des Ersatzheeres geworden. In den Bahnhöfen lauern Feldgendarmen und Sonderkommandos des OKH auf uniformierte „Vergnügungsreisende“, die „trotz der ernsten Lage“ sorglos durch die Lande gondelten.

Weit drüben im Westen hatten amerikanische Truppen die Nazis aus Luxemburg gefegt. Das Großherzogtum war frei. Die Nachricht sickerte unaufhaltsam bis zu den entlegenen Orten durch, an denen sich entführte Luxemburger Jugendliche aufhielten. Nur auf der Schreibstube in Milau schien man nicht so richtig über die Gefechtslage an der Westfront im Bilde zu sein. Im September war für Eloi Rassel und Jean Back Heimaturlaub fällig. Sie erhielten anstandslos ihre Urlaubsscheine und fuhren frohgemut in Richtung Luxemburg. Bis Trier ging alles gut. Dann war es Sense mit der Fahrt. Alle Verbindungen mit Luxemburg waren gekappt. Das Großherzogtum war feindliches Ausland.

Die Zwangsrekrutierten mußten zurück und erhielten den Bescheid, sie hätten sich umgehend aus dem Grenzgebiet zu entfernen. Im übrigen sei es ihnen freigestellt, ihren Urlaub in Berlin zu verbringen. Die Reichshauptstadt versank unter dem Bombenhagel der Alliierten. Doch die beiden unentwegten Luxemburger, denen schon anderer Wind um die Ohren geweht hatte, suchten aus ihrem Berliner Zwangsurlaub das Beste herauszuholen. Schließlich mußten sie nach Milau zurück. Wohin sonst hätten sie auch reisen sollen? Aus dem belagerten Riesenkörper Deutschland gab es kein Entweichen.

In Milau erfuhren die beiden Urlaubsbummler, daß ihre Division nach Holland verlegt worden war. Eine nicht unangenehme Nachricht! Also auf nach Holland! Doch immer mit Bedachtsamkeit! Jeder gewonnene Reisetag brachte das Kriegsende näher. Zu guter Letzt fanden die zwei Luxemburger ihre Truppe in Ede, nordwestlich von Arnheim wieder. Bei Arnheim war den Alliierten kurz vorher ein großes Luftlandeunternehmen zur Eroberung der Rheinbrücken nur teilweise geglückt.

Ein trüber Dezember verkündete nicht viel Gutes. Elois Division war in den Raum Düren-Jülich zurückgegangen. Himmlers Volksgrenadiere, alte

verbrauchte Männer und kaum der Schule entwachsene Jugendliche traten an zum letzten Sturmappell. In den Ardennen lief am 16. Dezember die Rundstredoffensive an und überrollte das Osling. Eloi stand mit seiner Sturmgeschütz-Einheit bei Jülich den Amerikanern gegenüber, die bereits bis zur Roer vorgedrungen waren. Das Christfest ging vorbei. Die entmutigten deutschen Soldaten merkten es kaum. Hitlers Verzweiflungsschlag in den Ardennen mißlang. Die Luxemburger Zwangsrekrutierten freuten sich.

Ende Februar traten die Amerikaner zum Großangriff an. Eloi wurde nochmals durch Splitter am linken Oberarm verwundet. Die ausgelieterten deutschen Sturmgeschütze verschossen ihre letzte Munition und blieben hilflos liegen. Elois Kameraden, die beiden Luxemburger Hanf und Biever, sprengten ihr Fahrzeug und liefen zu den Amerikanern über. Die deutsche Front brach zusammen. Am 7. März 1945 waren die Amerikaner in Köln. Weiter nördlich standen sie zwischen Krefeld und Neuss. Eloi hatte sich mit seinem Kameraden Jean Back über den Rhein bis nach Opladen durchgeschlagen.

Von einer deutschen Familie, in deren Haus vier französische Kriegsgefangene untergetaucht waren, erhielten die beiden Luxemburger Zivilkleider. Sie blieben mit den Kriegsgefangenen zusammen und warteten die Ankunft der Amerikaner ab. Endlich sahen sie die ersten GI's. Nun hieß es handeln. Die Luxemburger wollten keinesfalls in ein PW-Camp. Zusammen mit den vier französischen Kameraden ruderten sie in einem Boot über den Rhein und machten sich auf zum großen Fußmarsch nach Südwesten. Hinter Köln tauchte amerikanische MP auf. Es waren umgängliche Jungen. Sie ließen die beiden Zwangsrekrutierten als heimkehrende französische Kriegsgefangene gelten und veranlaßten, daß die Luxemburger nach Lüttrich abtransportiert wurden.

Hier unterbreiteten die beiden Heimkehrer ihre Personalien einem Vertreter Luxemburgs. Dieser besorgte ihnen ein Zimmer und ließ sich die Angaben der Zwangssoldaten aus Luxemburg bestätigen. Drei Tage später fuhr ein Militärlastwagen vor und transportierte Eloi und Jean in Richtung Heimat. Am 28. April 1945 um 16.30 Uhr stiegen zwei überglückliche „Jongen“ in Luxemburg aus dem Rapatriierungsfahrzeug.

Eloi besaß kein Geld, um am Bahnhof eine Fahrkarte nach Rümelingen zu lösen. Eine Einwohnerin aus Rümelingen streckte ihm 100 Franken vor. Mit dem 18 Uhr-Zug dampfte Eloi nach Kayl, wo seine Frau und sein Tochterchen jetzt wohnhaft waren. Die kleine Sylvie war zehn Monate alt und hatte den Vater nie gesehen. Eloi Rassel war sechzehn Monate ununterbrochen von zu Hause fort gewesen. Bruder Marcel kehrte im Juni 1945 heim.



Als Henri John (geb. am 22. Dezember 1921) mit seinen Rümelingen Jahrgangsgenörigen im Escher „People“ gemustert wurde, erhielt er von

einem unwilligen Oberarzt den Bescheid, er sei G.V.H. geschrieben und vorläufig vom Wehrdienst freigestellt. Diesen tröstlichen Befund (die Musterungskommission erteilte ihm nur sehr widerstrebend, ging doch für Großdeutschland ein Frontsoldat verloren) verdankte Henri John den sichtbaren Folgen eines komplizierten Armbruchs, den er sich in Kinderjahren zugezogen hatte. Der Freigestellte bekam seinen Wehrpaß und wurde der Ersatzreserve zugeteilt.

Er arbeitete damals als Schneidergeselle im Rümelinger Herrenkonfektionsgeschäft Baty Charlé und ließ die Ereignisse auf sich zukommen. Doch sein Entschluß stand fest: Die deutsche Uniform wollte er niemals anlegen, auch nicht als Garnisonssoldat. Nach dem riesigen Soldatenhunger der deutschen Kriegsmaschine zu urteilen, schien dies jedoch unvermeidlich. So entschied Henri John sich denn für die Flucht nach Frankreich.

Am 4. April 1943, einem milden Sonntag im jungen Frühling, brach Henri auf zur großen Fahrt in die Freiheit. Er war nicht allein. Mit ihm zogen sein Vetter Pierre John, genannt Pilly (ein aktiver „Letzeburger Skaut“, Jahrgang 1925), der gemeinsame Freund Willy Fisch (Jahrgang 1926), sowie zwei Flüchtgenossen aus Tetingen resp. Oettingen. Besondere Vorsichtsmaßnahmen hatten die „Jungen“ nicht getroffen. Nach dem Mittagessen bestiegen sie in Rümelingen den Zug, der sie über Noerzingen und Esch nach Audun-le-Tiche brachte. Dort spielte ein Tanzorchester, zu dem auch zwei bekannte Rümelinger Musiker gehörten. Das konnte als gültiger Reisevorwand dienen. Die Flüchtlinge waren in bestem Sonntagstaat, trugen schicke Mäntel, dazu dementsprechende Hüte und sahen aus wie sitzsame junge Leute, die eine vergnügliche Sonntagspazierfahrt unternahmen. Gepäck hatten sie keines. Sie besaßen eine Landkarte, deutsches Geld und harmlose Gesichter. Ob die „Jungen“ wohl damit das ferne Saône-et-Loire-Departement erreichen konnten, wo sie im Sommer 1940 evakuiert waren?

Von Audun-le-Tiche aus marschierten sie über strille Waldsteige durch den „Bois de Burté“ nach Villerrupt. Der Oettinger Kamerad kannte alle Wege und Stege. Schlüsselblumen blühten im dünnen Laubteppich, und der Kuckuck rief. Der dunkle Forst atmete Lenzesfreude. Es war alles so friedlich. Kein Grenzschutzmann strich durch den Wald. Die Suchhunde kuschelten irgendwo am sonnigen Hag. Unbemerkt wechselten die Flüchtlinge über die gefährliche Grenze und gelangten nach Villerrupt im besetzten Frankreich. Der Oettinger Freund wollte hier Kontakte zu französischen Passeuren aufnehmen und falsche Papiere beschaffen. Die angegebene Adresse erwies sich jedoch als Fehlanzeige. Also weiter!

Frohgemut schritten die jungen Leute fürbaß, ohne Ausweise, ohne Lebensmittelkarten, frei und unbekümmert wie die Vögel des Feldes, die in den Hecken am Wege pfliffen. – Wozu ist die Straße da, ja zum Marschieren! Gegen Abend hatten die rüstigen Wanderer die anscheinliche Strecke von Villerrupt über Crusnes bis Audun-le-Roman geschafft. Vom dortigen Bahnhof fuhren Züge ab ins Innere Frankreichs. Die Flüchtlinge beschlossen, ihre Reise

von Audun-le-Roman aus auf dem Schienenwege fortzusetzen. Doch der nächste Zug war erst am frühen Morgen fällig. Der Oettinger Freund schlug vor, in einem ihm bekanntem Wirtshaus zu übernachten. Leider war die Herberge an diesem Sonntag geschlossen.

Die gut gekleideten jungen Männer gaben sich so natürlich wie möglich und fielen niemand auf. Doch in ein anderes Gasthaus wagten sie sich nicht. So mußten sie denn im Freien übernachten. Sie zogen sich in ein Waldstück zurück, von wo aus sie den Bahnhof beobachten konnten. Sternklar und kalt stand die Nacht über dem lothringischen Land. An Schlaf war nicht zu denken. Die Flüchtlinge zitterten sich warm. Drüben, jenseits der Grenze, lag die Heimat, zu der sie alle Brücken abgebrochen hatten. Henri hatte einen Brief zu Hause gelassen, in dem er die Eltern um Vergebung bat für das Ungemach, das er ihnen durch seine Flucht bereitete.

Endlich, nach langdurchwachten Stunden, krächten in Audun-le-Roman die ersten Hähne. Es war noch finster. Die jungen Leute machten sich auf die Socken. Drüben kauerte der verdunkelte Bahnhof. Ein verschlafener Eisenbahner ließ die frühen Reisenden in den Wartesaal. Ihm schienen ähnliche Fahrgäste nicht ungewohnt. Er war im Bilde und wußte, wo der Schuh die Fremden drückte. Der wohlmeinende Mann wies sie flüsternd auf den deutschen Bahnpolizeiposten hin, der kurz vor Abfahrt des Zuges aufzukreuzen pflegte. Sie dürften nur französisch sprechen und sollten sich so unauffällig wie möglich benehmen.

Der Uhrzeiger rückte vor, und der Bahnpolizist erschien. Gewichtig schritt er durch den Wartesaal und beäugte die Reisenden, die im Dämmerdunkel auf den Bänken hockten. Der Arbeiterfrühzug in Richtung Nancy dampfte in den Bahnhof. Unbehelligt gelangten die fünf Flüchtlinge zum Bahnsteig und besaßen ein Abteil. Bis Nancy gab es keine einzige Zugkontrolle. Im Bahnhof Nancy lieferten die jungen Leute ordnungsgemäß ihre Fahrkarten ab und schritten durch die Sperre. Dort standen deutsche Posten. An diesem Montagmorgen schien ihnen der Dienst nicht recht zu schmecken. Sie fragten keine Ausweise.

Und schon stand Henri mit seinen Freunden am Bahnhofsvorplatz. Aber noch immer gab es Probleme. Sie brauchten dringend französisches Geld. So gingen sie denn zum Markt und beschlossen, ihre Mäntel zu verkaufen. Das Glück war ihnen hold. Die Flüchtlinge stießen auf einen Kleiderhändler, der Verbindungen zu französischen Widerstandskämpfern hatte. Er war an deutschem Geld interessiert. Die Mäntel wollte er nicht. Doch er wechselte bereitwillig den Reichsmarkbestand seiner illegalen Geschäftspartner gegen gute französische Franken, mit denen die jungen Leute ein beachtliches Stück weiterkommen konnten. Dann verwies der Händler sie an ein bestimmtes Büro in der Präfektur, wo für Flüchtlinge die Möglichkeit bestand, Ausweise, papiere und Lebensmittelkarten zu erhalten. Der Mann gab ihnen die dringende Ermahnung mit auf den Weg, nicht zusammenzubleiben und vor allem das gefährliche Departement Haute-Marne zu meiden. Henri, Pierre und

Willy vertrauen sich nicht, das Préfecture-Gebäude zu betreten. Es wimmelte dort von französischen Polizisten und Gendarmen. Auch resedagrüne SD-Männer mit SS-Kragenspiegeln und dem deutschen Hohensadler am linken Oberarm gingen ein und aus. Die beiden Kameraden aus Tetingen und Oettingen jedoch mischten sich zwanglos unter die Passanten und waren bald in der Préfecture verschwunden.

Die Luxemburger warteten stundenlang auf der Place Stanislas. Sie ahnten Schlimmes. Scharfbewachte Lastwagen mit französischen Zivilgefangenen rollten aus der Préfecture. Das war ein übler Anblick. Da die Freunde nicht mehr wiederkamen, beschlossen die drei Rümeling-Musketiere, unverzüglich zu Fuß aufzubrechen, um sich nach dem Département Saône-et-Loire durchzuschlagen. (Nach dem Krieg erfuhr Henri John, daß die Kameraden aus Tetingen und Oettingen in Nancy wirklich falsche Papiere erhalten hatten und ungeschoren Paris erreichten. Der Oettinger Freund fiel als Maquisard bei der Befreiung der französischen Hauptstadt.)

Die Flüchtlinge richteten sich nach ihrer Landkarte, die leider wenig Einzelheiten enthielt und sich für ihre Zwecke als kaum brauchbar erwies. Sie gingen denn auch prompt in die Irre und befanden sich plötzlich auf der Straße nach Sarreguemines. Das war eine völlig falsche Richtung. Dauernd kamen ihnen deutsche Truppentransporte entgegen. Die Fußwanderer mußten zurück. Bei Anbruch der Nacht befanden sie sich noch immer in den Vororten von Nancy. Willy hatte sich die Füße wundgelaufen. Trotz fingerdicker Blasen qualte er sich mühsam vorwärts. Er zog die Schuhe aus und ging auf den Strümpfen weiter. Die Füße bluteten. Finster und fremd war die Stadt. Dann faßten die Flüchtlinge sich ein Herz und baten in einem Hause um Hilfe.

Das Glück verließ sie nicht. Sie hatten bei einer Resistenzlerfamilie angeklopft, die die drei Fremden reichlich beköstigte. Die guten Leute wollten den fußkranken Willy zurückbehalten und ihm falsche Ausweispapiere besorgen. Später könne er dann Pilly und Henri in die Saône-et-Loire nachreisen. Doch Willys Weg nahm eine andere Richtung. Er fuhr mit dem Zug nach Dijon und erreichte Mirebeau-sur-Beze, wo er 1940 evakuiert war. Ein Passeur brachte den jungen Luxemburger, der in die Schweiz wollte, nach Besançon und von dort nach Pontarlier. Beim Versuch die Schweizer Grenze zu überqueren, wurde der Flüchtling vom SD gefaßt und ins Militärgefängnis von Pontarlier eingeliefert. Danach überführte ihn die Gestapo in die Zitadelle von Besançon, wo er in der gleichen Zelle wie Marcel Servé schmachtete.

Weitere Zwischenstationen auf Willys Leidensweg waren das Gestapo-Gefängnis in Metz (Vieux Séminaire), das Grundgefängnis in Luxemburg und das Jugendgefängnis von Wittlich, wo der Häftling am 11. September 1944 ankam, genau ein Tag nachdem die Luxemburger Heimat wieder frei war. Über verschiedene Haftanstalten gelangte er in das berühmte Gefängnis von Torgau, wo so viele Luxemburger Zwangsrekrutierte ihr Leben ließen und wurde schließlich nach Magdeburg in ein Außenlager von Buchenwald transportiert. Am 16. April 1945 erlebte Willy Fisch hier seine Befreiung.

Doch zurück zu den beiden Vettern Henri und Pilly John. Noch in der gleichen Nacht geleitete ein Sohn der Familie die Flüchtlinge zur Landstraße nach Neuves-Maisons. Tapfer marschierten die beiden Rümeling-Jos und erreichten die Stadt in der folgenden Nacht. Aus einem Hause schimmerte Licht. Sie klopfen an und fanden Einlaß. In ihrem harmlosen Glauben, kein Franzose könne deutsch gesinnt sein, gaben Henri und Pilly offen zu, Flüchtlinge zu sein. Es klappte. Die Familie Lamort in Neuves-Maisons hatte Mitleid mit den Luxemburgern, bewirtete sie ausgiebig und steckte sie dann ins Bett. Henri und Pilly schliefen bis Mittag, konnten sich rasieren und durften an einer reichgedeckten Tafel Platz nehmen.

Die Familie Lamort riet ihnen, per Bus nach Neufchâteau (Vosges) zu fahren und wies sie dort an eine Adresse, von wo eine Weiterschleusung möglich sein sollte. Doch an der angegebenen Kontaktstelle im Hause eines Tischlers war man mißtrauisch. Die Leute schienen irgendwie Angst zu haben. Henri und Pilly wanderten unverzagt weiter. Sie kreuzten französische Gendarmen, die aber an den beiden unbefangenen Wandervögeln keinen Anstoß nahmen. In der Nacht erreichten sie Bazolles-sur-Meuse, wo sie in einem Bauernhof um Unterkunft baten. Sie erhielten wohl zu essen, durften aber nicht im Hause bleiben. Sie schliefen auf einem Strohhäufen in einem Schuppen in der Nähe des Bahnhofs.

Anderntags waren sie wieder auf der Landstraße. Da sie Lebensmittelmarken hatten, betreten sie ein kleines Gasthaus am Wege nach Langres und nahmen dort eine warme Mahlzeit ein. Hier sahen sie die ersten Pétain-Milizionäre in ihren dunkelblauen Uniformen. Henri und Pilly machten Autostopp. Ein freundlicher LKW-Fahrer war bereit, sie ein gutes Stück mitzunehmen. Er hatte Ziegel geladen, die er bis Montigny-le-Roi transportierte. In Montigny jedoch fuhr den beiden Vettern ein gewaltiger Schreck in die Beine. Der Wagen hielt vor einem riesigen Wehrmachtslager, dessen Tor einladend offen stand. Feldgraue Wachposten streiften umher. Die Luxemburger stiegen eilends ab und verdrückten sich so schnell wie möglich.

Endlos dehnte sich das Straßenband vor ihnen. In Noyers betreten sie ein bescheidenes Café und leisteten sich ein karges Mahl. Ein Bett für die Nacht konnten die Wirtsleute nicht anbieten, doch in der Scheune waren Schlafplätze vorhanden. Als der Tag graute, ging es weiter immer in Richtung Langres. Auf der Landstraße herrschte wenig Verkehr. Die müden Füße wollten nicht mehr. In Langres beschlossen die Luxemburger den Zug nach Dijon zu nehmen. Die Fahrt verlief reibungslos. Die Flüchtlinge waren auf der Hut. Sie fielen nicht auf und kamen unbeobachtet durch die Sperre. Während Henri im Bahnhof Dijon aufmerksam die Fahrpläne studierte, nahm Pilly sich ein Herz und sprach einen Bahnbeamten an mit der Bitte um Beistand. Der leutselige Mann war Junggeselle und sah nirgendwo Schwirrigkeiten. Er lud die beiden Flüchtlinge in die Bahnhofs-Brasserie ein, wo er unbedingt ein Glas spendieren wollte.

Die meisten Gäste waren deutsche Soldaten. Henri und Pilly, die keine Ausweise besaßen, war es nicht ganz geheuer in dieser feldgrauen Umgebung. Der unternehmungslustige Franzose, der mit seinen neuen Freunden durchaus eine „Tournée des grands-ducs“ veranstalten wollte, führte sie in das bekannte Nachdlokal „Rotoronde“, dessen beste Kunden deutsche Offiziere waren. Die Luxemburger saßen wie auf Eiern und waren heilfroh, als der Franzose sie zu sich nach Hause führte, wo sie ein Bett zum Schlafen fanden.

Am nächsten Morgen begleitete der gutmütige französische Freund seine Gäste zum Bahnhof. Die beiden Vettern sahen pickfein aus, trugen Krawatte und waren frisch rasiert. Der Eisenbahner besorgte ihnen zwei Fahrkarten bis Chagny, zwischen Beaune und Chalons, und ließ sie durch eine Hintertür unbemerkt auf den Bahnsteig. Die Zugreise verlief glatt. Nun waren die Rümelingen in der Saône-et-Loire wie anno 1940. Noch etwa hundert Kilometer trennten sie von ihrem Ziel St-Julien-de-Civry. Die Flüchtlinge wußten, daß sie in Chagny nahe an der früheren Demarkationslinie waren. Diese bestand zwar nicht mehr, aber in den Zügen gab es noch immer sehr strenge Kontrollen.

So nahmen sie denn beherzt die Landstraße wieder unter die Schubsohlen und schritten wacker aus. Doch Henri hatte Schwierigkeiten mit dem rechten Fuß, in dem er starke Schmerzen spürte. Das war fatal. Eine Weiterreise per Zug schien unumgänglich. In St-Léger-sur-Dheune lösten die Luxemburger Fahrkarten bis nach Montchanin. Dort mußten sie umsteigen. Aber der Korrespondenzzug nach Paray-le-Monial fuhr erst am nächsten Morgen. Glücklicherweise war das französische Geld noch nicht alle. Henri und Pilly übernachteten in einem kleinen Gasthaus am Bahnhof. Am Samstag morgen, sechs Tage nach ihrem Grenzübertritt bei Villerrupt, bestiegen sie den Zug nach Paray-le-Monial. Der Arbeiterzug war überfüllt. Ein französischer Reisender, der mit ihnen im selben Hotel übernachtet und ihre Probleme erraten hatte, warnte sie vor der deutschen Paßkontrolle in Paray-le-Monial und war der Meinung, sie sollten bereits eine Station vorher aussteigen.

Doch die optimistischen jungen Luxemburger blieben im Zug. Warum sollte ihr Glück sie jetzt, so kurz vor dem ersehnten Ziel, im Stich lassen? An der Bahnsperre in Paray-le-Monial stand ein baumlanger deutscher Unteroffizier, der mit Röntgenaugen durch die Passanten blickte. Auch an der Tür zum Wartesaal stand ein feldgrauer Posten. Unauffällig zogen sich die Flüchtlinge in die schützende Menge der Zugbenutzer zurück und sprachen den ersten besten Bahnbeamten an. Sie erklärten ihm die Lage der Dinge, und der verständnisvolle Eisenbahner wies ihnen einen sicheren Weg aus dem Bahnhof.

Noch zehn Kilometer bis St-Julien-de-Civry! Ein Bauer nahm die Flüchtlinge auf seinen hochrädigen Teimer und zuckelte mit seinen Passagieren dem Dörfchen zu. In St-Julien-de-Civry hatte die fünfzehnköpfige (!) Familie John Mitte Mai 1940 Obdach gefunden. Damals standen die Bauern am Bahnhof, fragten nach dem Familieneffektiv der Evakuierten und wählten aus. Nirdgendwo war Platz für die fünfzehn John-Leute. Da kam der Bauer

Jean-Marie Berger in den Wartesaal und sprach: „Les quinze, tous à moi!“ Er selbst hatte sieben Kinder, und alle fanden Platz. Gegen Mittag kamen die beiden Vettern auf dem Berger-Hof an. Man freute sich sehr über den unerwarteten Besuch aus dem Nordosten, aber als die Flüchtlinge ihre prekäre Lage erklärten, wurden die Gesichter länger. Ausruhen könne man wohl, doch dann müsse man weiter.

Eine Woche verging. Da führte das Schicksal den Flüchtlingen einen Bauern namens Morin über den Weg, der sich noch von 1940 her an die fleißigen John-Söhne erinnerte. Als Morin die abenteuerliche Flucht der Luxemburger vernahm, erklärte er sich sofort bereit, den beiden Vettern auf seinem Hof in der Nähe des Weilers Montmelard (etwa zwölf Kilometer von La Clayette) Asyl zu gewähren. Auf versteckten Feldwegen brachte Antoine Dury, ein Nachbar von Berger, die Flüchtlinge in seiner Pferdedeutsche bis nach Colombier. Von dort waren es noch gute zwei Wegstunden bis zum Morin-Hof. Als die Luxemburger dort ankamen, machte Morin ein bedrücktes Gesicht. Die tatkräftige Hausfrau entschuldigte die Unbesonnenheit ihres Mannes. Sie hätten zwei kleine Kinder und seien wirklich nicht in der Lage, den Flüchtlingen auf die Dauer Sicherheit zu bieten. Ihr Bauernbetrieb werfe gerade genug ab, um die eigene Familie zu ernähren. Hier war guter Rat teuer.

Nach einigem Überlegen verwies Morin die Luxemburger an den Comte de Rambuteau, Conseiller Général und Bürgermeister von Bois-Sainte-Marie. Sieben Kilometer waren es bis zu dem schönen Schloß des Grafen. Dieser empfing die Luxemburger höchspersonlich und hörte sich die Geschichte der Flüchtlinge an. Der Graf war bereit zu helfen. Er gab jedem hundert Franken und schickte sie auf einen seiner Höfe zur Familie Villecourt, deren Tochter Germaine später Henri Johns Ehefrau wurde. Hier fanden Pilly und Henri vorläufig Unterschlupf. Bei der Familie Villecourt arbeitete bereits ein Luxemburger, Eugène Hengen aus Frisingen, der etwas älter war als seine wehrpflichtigen Landsleute und 1940 auf eine Rückkehr in die Heimat verzichtet hatte.

Nach drei Monaten kam die Nachricht vom Comte de Rambuteau, er habe eine Lösung gefunden. Die Luxemburger siedelten in das „Camp des Travailleurs Etrangers“ in Pontanevaux über. Dieses Fremdarbeiterlager stand unter französischer Militärverwaltung und beherbergte Flüchtlinge aus allen Nationen. Die Verpflegung war knapp. Die beiden Rümelinger schoben tüchtig Hunger. Nach einer Woche erhielten sie ihre Ausweispapiere und durften zu den Höfen von Schloß Rambuteau zurück. Pilly schlüpfte bei einem Bauern in Ozolles unter. Henri kam auf einen entlegenen Hof in Montmelard. Hier sagten sich Fuchs und Hase gute Nacht. Deutsche Soldaten verirrten sich kaum in diese Gegend.

Die Arbeit in der Landwirtschaft war geruhsam. Der Monatslohn (400 Franken) wurde integral an das Arbeitslager geschickt. Das erinnerte an moderne Sklaverei. Doch wer wollte schon aufmucken? Die Pétaun-Miliz lauerte auf Opfer. – Eines guten Tages im Sommer 1943 tauchte Pillys Bruder

Jacques John aus Rümelingen bei den zwei Flüchtlingen auf. Dem Resistenzler Jacques John (Jahrg. 1914) war der Boden in Luxemburg zu heiß geworden. Mit dem LFB-Chef Hubert Glesener stand er in engen Kontakten und hatte sich als unerschrockener Verteiler von patriotischen Flugschriften bewährt. Am 1. September 1942 stand er in den vordersten Reihen der streikenden Bergleute auf Grube Walert. Die Gestapo erschien im Hause John und forschte nach dem Resistenzler.

Mutter John eilte zur Grube hinauf und bat den damaligen Betriebsführer Willy Fries, ihren Sohn zu warnen, die Gestapo sei zu Hause und wolle Jacques verhaften. Betriebsführer Fries übermittelte die Warnung, und Jacques, der unter Tage arbeitete, blieb bis in die Nacht hinein in der Grube. Dann tauchte er unter. Hubert Glesener besorgte ihm ein Versteck. Jacques fand provisorische Aufnahme bei Anna Bausch und Jang Molitor. Dann wechselte er zu Jean Schmit nach Kayl über. Von Hubert Glesener erhielt der Flüchtling falsche Ausweispapiere lautend auf den Namen Bonin Jacques, geboren in Lyon. Er fuhr nach Differdingen und traf dort den fahnenflüchtigen Zwangsrekrutierten Raymond Vouel (später Minister), mit dem er gemeinsam die Flucht nach Frankreich antrat. Jacques übernachtete bei Marcel Jung und gelangte dann nach Hussigny und Longwy. Er reiste per Zug nach Paris und setzte sich von dort nach Clermont-Ferrand ab.

Hier hielten sich zahlreiche Luxemburger Refraktäre auf. Die Gestapo veranstaltete Razzien und nahm regelmäßige Verhaftungen vor. Clermont-Ferrand war ein heißes Pflaster. Jacques begab sich nach St-Georges, wo es auch nicht geheuer war. Er versuchte das Maquis des Puy-de-Dôme zu erreichen. Doch das war im Augenblick nicht möglich. Raymond Vouel fuhr nach Besançon, Jacques in die Saône-et-Loire, wo er seinen Bruder Pilly und den Vetter Henri wiederfand. Vater Villecourt brachte Jacques bei seinem Freund, dem Landwirt Balligand in Bois-Sainte-Marie unter. Durch Jacques John lernten Pilly und Henri noch weitere Luxemburger Flüchtlinge kennen, die sich in der Nähe versteckt hielten: Jos. Ferrard, Camille Faha und Louis Kirpach.

Inzwischen hatten verschiedene Maquisards-Gruppen, die zum FFI-Bataillon des Charolais gehörten, sich in der Umgebung festgesetzt. FFI-Lager befanden sich bei La Clayette, Matour, Montmelard und Beaubery. Die Gegend wurde schärfer überwacht. Eines Tages erschienen zwei Gendarmen auf dem Hof, die Henri nach Mâcon bringen sollten. Sie führten den Luxemburger in ein Arrestlokal nach Dompierre, wo er die Nacht verbrachte. Die Gendarmen waren Biedermänner und zeigten für ihren Gefangenen eine rührende Fürsorge.

Am nächsten Morgen geleiteten die beiden Gesetzeswächter Henri per Bus nach Mâcon. Dort war auch Pilly. Die Luxemburger wurden dem französischen Kapitän des Arbeitslagers vorgeführt, zu dem sie noch immer gehörten. Die Organisation Todt brauchte Arbeitskräfte für den Atlantikwall. Die Überführung in eine OT-Brigade drohte. Doch Comte de Rambuteau

schien auch hier seine schützende Hand über die Flüchtlinge zu halten. Der Lagerkapitän wollte seine guten (und nahrhaften) Beziehungen zu Schloß Rambuteau nicht gefährden und schickte die beiden Vettern auf ihre Höhe zurück.

Am 11. November 1943 griffen mehrere Hundert SS die FFI-Lager in der Nähe von La Clayette an. Henri, der im Walde junge Tannen pflanzte, geriet mitten in das Schermützel hinein. Kugeln pfliffen, MG ratterten. Die schlechtbewaffneten Widerstandskämpfer ließen fünf Tote zurück. Der Bauernhof Labrosse wurde in Brand gesteckt, die Besitzer abgeführt. Commandant Claude, der Befehlshaber des Maquis, konnte sich retten. Er war später bei der Befreiung von Paris dabei. Henri floh durch Wiesen und Felder zum Hofe von Pilly. Alle Straßenkreuzungen waren von SS-Leuten abgeriegelt. Es gelang den beiden Luxemburgern den Hof der Villecourt zu erreichen, wo sich auch Jacques John eingefunden hatte.

Am Samstag danach stellten die SS im nahen Gibles vierzehn Widerstandskämpfer. Sie wurden nach Lyon gebracht und erschossen. In Gibles erinnert ein Denkmal an dieses furchtbare Ereignis. Durch Verrat fielen auch der Comte und die Comtesse de Rambuteau, sowie zwei ihrer Söhne, in die Hände der Deutschen. Die Söhne sahen ihren Vater in Buchenwald sterben. Die Comtesse überlebte im KZ-Lager Ravensbrück.

Als die Alliierten am 6. Juni 1944 in der Normandie gelandet waren, stellten sich die Luxemburger dem Maquis von La Clayette als aktive Kämpfer zur Verfügung. Sie lernten die Handhabung von MG, MP und Panzerfaust und waren beim Überfall auf das Arsenal von Roanne dabei. Da das Lager von La Clayette, am Fuße des Mont de Dun, überfüllt war, siedelten die Luxemburger ins Camp de Montmelard über. Befehlshaber war hier Commandant Gauchet. Er kam aus England und brachte System in den regionalen französischen Widerstand. Zu den »gens de l'est« hatte er ein besonders großes Vertrauen. Jacques John betätigte sich als »agent de liaison«. Sein Vetter Henri wurde Ordonnanz bei Commandant Gauchet. Er trug eine neue französische Sommeruniform und war mit dem Maquis-Befehlshaber in der Schule von Montmelard einquartiert.

Doch dann sollte das Schicksal den Luxemburgern einen furchtbaren Schlag versetzen. Ende August 1944 kam eines Morgens Pilly John zu seinem Vetter Henri, um dessen saubere Uniform zu leihen. Der Commandant hatte Pilly ausgesucht, um sich mit ihm nach Leynes zu begeben, wo ein Treffen führender Widerstandskämpfer stattfand. Es war das letzte Mal, daß Henri seinen Vetter Pilly lebend sah. Der Commandant kam allein zurück und überbrachte Henri die traurige Botschaft von Pillys Tod.

Während der Rückzugskämpfe der Deutschen gegen die anrückende Division Leclerc war dem Maquisard Pilly John am 2. September 1944 eine Kugel durch den Hals gedrungen. In dem allgemeinen Durcheinander konnten Henri und Jacques sich erst drei Tage später nach Leynes aufmachen, um Pillys sterbliche Hülle zu finden. Der tote Widerstandskämpfer war bereits

begraben. Blumen und Trikolorenbänder schmückten das Grab des gefallenen Helden. In tiefer Trauer kehrten die Rümelingen nach Montmelard zurück und wurden noch am gleichen Tag in die reguläre französische Armee übernommen.

Durch Pillys Tod war die Moral von Jacques und Henri John stark angeschlagen. Sie gaben das blutige Kriegshandwerk auf. Jacques erreichte am 23. Oktober 1944 glücklich die Heimat. Henri blieb bis zum Mai 1945 bei der Familie Villecourt. Dann begab er sich nach Lyon, wo ein luxemburgisches Rapatriierungsbüro funktionierte und erhielt Reisepapiere. Zusammen mit einem jüdischen Flüchtling aus Esch-Alz, gelangte er nach Paris. Im Cynodrome von Courbevoie hatten die französischen Behörden ein gewaltiges Durchgangslager für Heimkehrer aus aller Herren Länder eingerichtet.

Acht Tage mußte der Luxemburger hier ausharren. Die Atmosphäre war ungut. Man stahl Henri die Koffer mit den Kleidern. In Pullover und Hose gelangte er am 15. Mai 1945 nach Luxemburg. Ein Armeefahrer brachte den Heimkehrer vom Rapatriierungszentrum im Cerele-Gebäude bis nach Kayl. Weiter fuhr der Wagen nicht. – Henri war Ungemach gewohnt. Er marschierte an der Bahnlinie entlang und erreichte über Tetingen sein Heimatstädtchen Rümelingen. Die Familie John feierte frohes Wiedersehen mit dem Sohn, der seine Kriegs-Tour-de-France glücklich beendet hatte. Von den sechs Söhnen und drei Töchtern fehlte nur Bruder Léon. Er hatte den Weg nicht heimgefunden und war am 22. Dezember 1944 in Ungarn gefallen.



Josy Kemp (geb. am 23. Dezember 1923) war als Anknüppler im Rümelinger Grubenbetrieb Hoffmann beschäftigt, als er am 15. Februar 1943 zum Arbeitsdienst einberufen wurde. Sein Leidensweg begann im RAD-Lager Wollstein in der Nähe des Obra-Bruchs, südwestlich von Posen. Hier standen noch viele andere Luxemburger „Jungen“ im Arbeitseinsatz, unter ihnen der Rümelinger Junglehrer Camille Felgen. Die Grundausbildung war militärisch. Die RAD-Männer besaßen Karabiner, mit denen sie regelmäßig Schießübungen durchführten. Der Arbeitseinsatz bestand hauptsächlich im Auslegen von Sandböschungen mit Rasenplaggen. Dem kräftigen jungen Bergmann Josy Kemp fiel die Arbeit nicht allzu schwer. Die Vormänner hetzten selten, und die deutschen RAD-Männer aus Dortmund waren knapp 17 Jahre alt. Die Luxemburger machten aus ihrer Antinazigesinnung kein Hehl. Ein Hitlerbild wurde verbrannt. Die Luxemburger Arbeitsmänner „sangen das Requiem“ dazu. Sanktionen gab es keine.

Am 5. Mai 1943 kehrte Josy nach Rümelingen heim. In den wenigen Tagen seines Heimataufenthalts konnte der Zwangsrekrutierte keine Verbindung zur Resistenz herstellen, die ihm ein Untertauchen ermöglicht hätte. Bereits am 10. Mai 1943 trat Josy den Weg in die Wehrmacht an. Einen ersten Aufenthalt hatte er in Trier, wo er mit vielen andern Luxemburger Wehrpflichtigen in einer Kaserne übernachtete. Dann brachte ihn ein Sonderzug mit

seinen zwangsrekrutierten Kameraden nach Prenzlau in der Nähe von Stettin. Er kam zur Ersatz- und Ausbildungsabteilung eines motorisierten schweren Artilleriebataillons.

In jedem Block der neugebauten Kaserne befand sich eine Batterie. Josy gehörte der vierten an. Auf seiner Stube wurde nur luxemburgisch gesprochen. Das mißfiel den Unteroffizieren sehr. Die sechswöchige Infanterieausbildung war hart. Dann folgte die Unterweisung der jungen Kanoniere an den 10,5 cm Langrohr-Geschützen. Das Auf- und Abprotzen der schweren Kanonen erforderte kräftiges Zupacken. Die harten Luxemburger Fauste schafften das spielend. Sie konnten auch kräftig zuschlagen, wenn ein Deutscher den starken Mann markierte. Das merkten die großmäuligen Ausbilder bald. Josy Kemp, der mit Maschinen umgehen konnte, wurde zum Fahrunterricht auf den großen „Raupenschlepper Ost“ (RSO) abgestellt. Die RSO besaßen Stahlketten, wodurch sie sich von den Zugmaschinen (ZKW) unterschieden, die vorne zwei Räder und Ketten mit Gummibelag hatten.

Der Sommer in Polen war trocken und heiß. Die Hitze flirrte über dem Land. Anfang Juli trafen neue Rekruten in der Kaserne ein. Für die Kanoniere, die im Mai eingetrockt waren, wurde der Dienst ruhiger. Erstaunlicherweise waren die hochgewachsenen Luxemburger fast alle bei den Kraftfahrern untergekommen. Die kleineren Deutschen rackerten sich weiter an den Geschützen ab. Prenzlau war eine Garnisonsstadt mit Kinos und Gaststätten jeder Art. Doch die Luxemburger Kanoniere hielten sich abseits und pflegten keine Kontakte mit der einheimischen Bevölkerung. Berlin war nicht allzu fern. Wenn die Reichshauptstadt bombardiert wurde, standen Feuerbrände am Himmel und waren bis Prenzlau sichtbar. Löschzüge, zu denen auch Luxemburger Soldaten kommandiert waren, fuhren von Prenzlau nach dem brennenden Berlin, um bei der Eindämmung des Flammenmeeres mitzuwirken.

Im Herbst 1943 wurde Josy mit einem Halsgeschwür für drei Wochen ins Lazarett Prenzlau eingeliefert. Danach mußte der Genesende sofort in die Kaserne zurück. Auf einem Truppenübungsplatz fanden Schießübungen und Kriegsspiele statt. In den sandigen Tannennäldern der Uckermark donnerten die Kanonen. Ein Vorgeschmack des Krieges! Die Soldaten hausten in Zelten. Der nahende Winter streute Reif über Wiese und Feld. Anfang Dezember erhielt Josy drei Wochen Frontabstellungsurlaub. Der Zwangsrekrutierte freute sich mächtig und reiste über Berlin in Richtung Heimat. Dort gab es ein rauschendes Wiedersehen. Zur Fahnenflucht bot sich keine Möglichkeit. Josy fuhr nach Prenzlau zurück.

Zwei Tage nach dem Wehrmachtstest war der Marschbefehl zur Ostfront da. Fünf Luxemburger Zwangsrekrutierte (unter ihnen Josys Freund Michel Kieffer) und fünf Deutsche besiegen mit einem Unteroffizier den Zug nach Wien. Hier wurde ein großer Front-Konvoi zusammengestellt. Es hieß warten. Der Gradierete war ein verständnisvoller Soldat und machte sich trotz strengen Verbots mit seinen Leuten in Wien zum Jahresabschluß einige gute